

Blazenka Kostolna

Die gebrochene Lebenslinie

«[...] denn wenn von lang Vergangenen, nach dem Ableben der geliebten Wesen, nach der Vernichtung aller Dinge, nichts mehr Bestand hat, bleiben noch lange, zerbrechlich zwar, aber lebhafter, weit körperloser, beständiger, treuer auch, der Geruch und Geschmack übrig, erinnern sich, Seelen gleich, harrend und hoffend über den verbleibenden Ruinen, und tragen, in einem fast unfasslichen Tröpfen, ohne einzubrechen, das gewaltige Gebäude der Erinnerung [...].

Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*

Sommernachtsäpfel

Ich war nicht willkommen. Nicht in dieser Zeit, nicht von meiner Mutter. Sie will mich nicht, sie kann nichts dafür, denn meine Mutter will vieles nicht und bekommt es trotzdem, oder gerade darum. Sie will keine Bäuerin sein, nicht Kühe melken und Schweine füttern, nicht in der Küche stehen und Hausfrau spielen und vor allem nicht Jahr für Jahr Kinder gebären. Sie will mehr, sie will geliebt und schön sein, träumt von einem Leben als Modedesignerin mit eigenem Atelier, denn sie liebt das Materielle, das Schöne, Elegante, sie begehrt die feinen hochqualitativen Stoffe, die sie mit der Hand zärtlich berührt, Streicheleinheiten, die sie als Liebkosung der Haut wahrnimmt und die sie mir verweigert. Sie hat das Auge und die Vorstellungskraft für Formen und Farben, sie liebt Musik, Bücher und Sauberkeit. Und vor allem liebt sie meinen Vater, und mein Vater liebt mich.

Nach der Geburt meines Bruder Branislav wird meine Mutter ungewollt sofort wieder schwanger, sie weigert sich dies zu akzeptieren und probiert alles, um die Frucht, die in ihr wuchert, loszuwerden. So springt sie tagtäglich aus 30 Meter vom hohen Scheunen-balken ins Heu, trinkt hausgemachte Abtreibungsmittel, hockt stundenlang auf einem Topf mit kochendem Wasser und ist für alles bereit, doch im Hintergrund wacht mein Vater. Ihre heimlichen und hilflosen Versuche haben jedoch keine Macht gegen meinen Willen und mein Wollen, am Leben zu bleiben. Wie eine Wanze unter der Haut, wuchs ich verbissen und unbeirrt weiter. Keine Ahnung durch welche geheimen Kräfte ich da getrieben und unterstützt wurde. Vielleicht, weil es so etwas

wie Schicksal gibt? Als das Universum beschloss, dass es für mich Zeit ist, das Licht der Welt zu erblicken, hat es sich im Kalender verirrt und zu früh die Geburtsstunde zwischen Halblight und Halbdunkelheit gebucht, einer Zeit, die man Gauklerstunde nennt, weil es die Zeit der Auflösung und des Nichts ist, in der sich die Geister langsam verabschieden und der Tag sich weigert, in Erscheinung zu treten, und die Menschheit versunken noch im tiefsten Schlaf in ihren Träumen dem Happy End nachrennen. Und in dieser Herrscherlosigkeit, in der es Worte wie Liebe, Wärme und Freundlichkeit nicht gibt, in dieser Zeitspanne zwischen Gedanke und noch nicht ausgesprochenem Satz wurde ich geboren.

Es geschah an einem Dienstag, im Morgengrauen, draußen wütet ein Gewitter, der Regen ergoss sich in Strömen, als meine schwangere Mutter vom Klopfen der Baumäste auf den Fensterscheiben und vom Heulen des Windes erwacht. Sie hat Angst und Respekt vor dieser Geräuschkulisse und als sie noch von weit her die Unruhe der Schweine wahrnimmt, weiß sie, sie muss aufstehen, in den Stall gehen und nachschauen was los ist und dafür sorgen, dass wieder Ruhe eintritt. Sie hat einen dicken Bauch, ist langsam und bewegt sich im Zeitlupentempo, als wäre jede Bewegung mathematisch auf Sparsamkeit programmiert und zeitlich begrenzt. Sie schlüpft in übergroße Gummistiefel, schleppt sich schlafwandlerisch, fluchend durch den Raum. «Diese Schweine, schon wieder diese Schweine, um Gotteswillen bitte seid ruhig, sonst wachen die Nachbarn auf und motzen und tratschen über mich, bitte, bitte liebe Schweine, verschont mich, bitte seid still ...»

Die Mutter ist in dieser Nacht ganz auf sich selbst gestellt, die Zeit des Gebärens ist eigentlich noch nicht vorgesehen, der Vater irgendwo im Ausland mit dem Lastwagen voll tschechischen Biers unterwegs und ihre Eltern, die um die Ecke wohnen, sind für sie keine Hilfe, sie verstehen weder ihre Panikattacken noch ihre Abneigung gegen Tiere. Die unruhigen Schweine quietschen mit dem Wind um die Wette, eins von ihnen ist trächtig und bereit zum Wurf. Um sie zu beruhigen genügen paar Äpfel, denkt Mutter, und so eilt sie wieder in das leere Zimmer, in dem nur die verfaulten und gärenden Äpfel gelagert sind. Vom Stall zur Wohnung muss sie durch den gespenstisch wirkenden Obstgarten, gepeitscht vom Wind, der wütend, wie ein gefallener Engel mit gebrochenen Flügeln, um sich und auf sie einschlägt. Es ist kalt, die Luft feucht, das Gras schlüpfrig, nass. Die Erde bleibt an den Stiefeln hängen, diese ziehen Schlammspuren hinter sich her. Die Mutter möchte schnell fertig werden und

weil sie durch ihr Zustand ungeschickt ist, rutscht sie in der Eile aus und fällt mit dem Gesicht voran in den aufgestapelten Apfelberg hinein. Die Äpfel rollen in alle Richtungen davon, wie Billardkugeln nach einem Stoß. Alles ist in Bewegung und in einer Dynamik, die mich mitnimmt und aus dem Mutterleib wirft, weg von der Mutter, hinein in die Nacht und auf den verschmutzten Boden. In die gelbgrünen Sommeräpfel und den von Fäulnis und Gewittergeräuschen gefüllten Raum. Mein Geruchs-, Gehör- und Tastsinn sind von der ersten Sekunde wach. Ich bin zwei Monate zu früh, was die Körperlichkeit betrifft, unvollständig, somit ohne Überlebenschance. Das Soll meines Geburtskontos ist mit Gerüchen, Düften, Ausdünstungen und Geräuschen aufgeladen, mit all dem, worin ich in den ersten Sekunden meines Lebens hineinfiel. So liege ich unterentwickelt auf dem kalten Boden, zwischen zerquetschten Äpfeln und meiner Mutter, nackt und blutig, lechzte nach Luft und Wärme, aber meine Mutter, selbst hilflos und erschrocken, kann mich nicht in die Arme nehmen, kann mich nicht trösten, sie liegt erstarrt und geschockt da. Hergottnochmal, was soll sie jetzt tun, was soll sie nur mit mir anfangen? Und so beginnen wir beide zu weinen, sie zuerst, ich weiß nicht ob aus Schmerz, Erleichterung, oder Einsamkeit, die ihr gerade bewusst wird. Ich schließe mich ihr an, mein Weinen wird zum Schrei, der nicht aufhören will, ein ganzes Jahr nicht. Aus der Ferne hören wir zufriedenes Gurren, auch das Schwein hat geworfen, zwölf Junge ...

Der Wille und das Wollen

Ich bin ein hässliches Kind, mein Körper ist winzig klein und mager, die Haut zuerst gelblich, später rot und heiß, das Gemüt schreiend, beharrlich und das Wesen, am dünnen Faden hängend, asozial, ablehnend und fordernd. Nein, mich kann man nicht lieben, nicht diese gebündelte, heiß brennende Wut, die ich meiner Mutter und der Welt entgegenbringe. Keine Ahnung, ob es Trotz ist, oder die Strafe für das «Nicht-willkommen». Mein Körper hat die Erde noch nicht erreicht, ist Immunschwach, ein Paradies und Tummelplatz für Viren und Infektionen. So fiebere ich mich mehr als ein halbes Jahr durch Gelbsucht, Windpocken, Masern, Tuberkulose und Kinderkrankheiten hindurch, als hätte ich alles in Abonnement, brennend, hungernd, unterernährt, die Mutter hat keine Milch, dafür aber heillose Angst vor mir und dem, was werden wird, falls ich überlebe.

Ich gehöre zur Nachkriegsgeneration, der Zweite Weltkrieg geht am 8. Mai 1944 zu Ende. 1948 ergreift die kommunistische Regierung die Macht, ein Jahr danach, am 4. Mai 1949, komme ich auf die Welt. Die Mutter, 25 Jahre alt, beseelt vom Gedanken der Veränderung, die auf dem Anmarsch ist und eine neue Lebenshaltung und bessere Lebensqualität verspricht, gebiert mich schon durchtränkt vom kommunistischen Gedankengut, kämpferisch, hoffend. Das Leben ist nicht einfach, es ist die Aufbauzeit der Städte, Wirtschaft, Bildung neuer Regierungen, Ideologien und Lebensformen. Europa ist ein Bienenhaus, in Bewegung, fleißig und voller Hoffnungen, aufgeteilt auf die Guten und die Bösen, die Kapitalisten und die Kommunisten. Und der Bauer, egal in welchem Teil Europas er seine Viecher und Ländereien hat, misstraut weiterhin allem, und so wurstelt man auch mit mir rum, rät meiner hilflosen und fast wahnsinnigen Mutter davon ab, zum Arzt zu gehen, denn gemäß der überlieferten Weisheit liegt sowieso alles in Gotteshand, auch ob das Kind überlebt oder nicht. Als ich dann nach sechs Monaten nur paar Gram mehr als bei der Geburt wiege und nur Haut und Knochen bin, wendet sich meine Mutter an die eigene Mutter. Sie hält mich auf dem Arm und fragt: «Mama, was soll ich mit dem Kind machen?» «Gar nichts, das Kind verreckt bis morgen sowieso», ist die Antwort. Sie nennen mich nur «das Kind», ich habe noch keinen Namen, wurde nicht getauft, denn keiner glaubt, dass ich überlebe. Diese Worte aber, «es verreckt sowieso», aktivieren vielleicht mehr Angst als Mitleid in meiner Mutter, und sie handelt. Sie spannt die weiße Stute Selma vor den Heuwagen und fährt mit mir in die Stadt, zum neugebauten Krankenhaus. «Liebe Frau, wenn das Kind stirbt, ist es ihre Schuld, sie hätten schon viel, viel früher kommen sollen», sagt der Arzt, als er mich sieht. Sie weiß, dass er Recht hat, sie weiß aber auch, dass dieses Wissen nichts rückgängig machen kann. Sie denkt nichts, sie fühlt nichts, sie hat nicht einmal Vertrauen in das Unmögliche. Auch sie glaubt, dass ich sterbe, denn jetzt kann nur ein Wunder helfen. Und es war ein Wunder, ich habe überlebt. Ich bin da.

Das Erwachen

Die Angst vor dem Vater und die Schuldgefühle wachsen von Tag zu Tag, sowie der Druck der Schule, denn ich bin fest entschlossen, den Matura-Abschluss zu machen, nur um Vater zu beweisen, dass ich es kann, dass ich nicht leichtsinnig bin, wie er meint. Um ihn zu besänftigen, beschließen wir, auf die Schnelle zu heiraten, aber an dem 17. März, dem Tag meiner Hochzeit, kommt er nicht. Meine Mutter und Brüder

sind da. Ich kann mich nicht erinnern, ob die Sonne schien oder der Himmel bedeckt war, ich sehe mich im geliehenen langen weißen Kleid und einem Blumenkranz aus weißen künstlichen Blumen auf dem Kopf, wie ich mit Pavel, den ich nicht erkenne, weil er plötzlich, wie ein geschorenes Schaf, mit ganz kurzem Haar erscheint und wie ein vierjähriges Kind aussieht, ich sehe uns, wie wir in den Hochzeitsaal schreiten und in meinem Kopf nur ein Gedanke, nichts wie weg. Die Zeremonie dauert fünf Minuten, ich höre mich nicht das Ja sagen, denn meine Hintergedanken schreien lautlos: «Aber nicht lebenslang.» Es gibt keinen Schleier und keine Hochzeit in der Blauen Kirche, kein Festessen im Restaurant und kein richtiges Hochzeit-Fotoalbum, welches mein Glück dokumentiert. Es gibt zwar paar Bilder von uns, zwei Kinder die Heirat spielen, es gibt wirklich nichts, woran ich mich mit Freude später erinnern kann, sondern nur das, was ich am liebsten vergessen möchte. Mein glücklichster Tag wird zum Desaster. Meine Mutter, durch die Abwesenheit des Vaters sichtlich schockiert, verfällt in eine abgrundtiefe Traurigkeit. Sie tut mir so schrecklich leid und ich finde keine tröstenden Worte, die sie annehmen kann. Sie trinkt zu viel, sie weint zu viel, entsetzt über alles, die Hochzeitsumstände, den Familienbetrieb und die Wohnung, in der ich wohnen soll und auch die Tatsache, dass sie mir kein Hochzeitskleid nähen durfte. Sie betrinkt sich, erbricht, weint, ist verletzt und verletzt auch mich, da sie wie ein Automat die fürchterlichen Sätze wiederholt; sie tätowiert sie mir buchstäblich unter die Haut, die Sätze, die mir Vater ausrichten lässt: «Sagt meiner Tochter, dass sie eine Hure und ein Flittchen ist, sag ihr, dass sie für mich gestorben ist und dass ich ab jetzt keine Tochter mehr habe ...»

Die Nacht der Ohnmacht

Die Brüder meines Mannes sind schon seit einer Woche irgendwo in der großen Welt unterwegs. Ich weiß nicht, wie sich Pavel fühlt, er beklagt sich nicht, aber ich bin mir sicher, er leidet wie ein Hund. Seine größte Angst ist der zweijährige Militärdienst, der ihm bevorsteht und den er demnächst antreten soll. Für ihn eine Horrorvorstellung und das Schlimmste, das ihm droht. Das kann und will er nicht, und zudem ist es auch das Einzige, was die Schwiegermutter mit all ihren Verbindungen nicht verhindern kann. Er kann kein Dienstverweigerer sein, das gibt es bei uns nicht, Pazifist hin oder her, er landet entweder im Gefängnis oder kann höchstens als Student einer Hochschule den Dienst auf später verschieben, aber ein Student ist er nicht. Wenn es nicht so tragisch wäre, könnte man über die Visumablehnung vor zwei Monaten

lachen. Wegen einer unüberlegten Bemerkung – dass Lenin durch die Mumifizierung ganz kleine, ausgedörrte Ohren habe, schreib er mir aus Moskau auf einer Postkarte –, wird er als politisch unzuverlässig gebrandmarkt und mit Ausreiseverbot bestraft. Man macht keine Witze über Gott und noch weniger über die Welt des realen Sozialismus, die für ihn zu einem Albtraum wird, aus dem kein rettendes Erwachen gibt. Er muss bleiben und für einen Neunzehnjährigen, der meint alles schon über das Leben zu wissen, eine Katastrophe. Wenn es in meiner Macht wäre, würde ich ihn auch allein und ohne mich auf die Reise in die Welt schicken, denn ich weiß, was es für ihn bedeutet.

Als Termin für die Geburt unseres Kindes ist der 4. September vorgesehen. Und genau an diesen Mittag kommt Pavel ganz aufgeregter nach Hause und wedelt überglücklich mit seinem Pass, in dem ein dreitägiges Visum nach Wien steht. Ich weiß nicht, wie er das geschafft hat, vielleicht hat die Schwiegermutter noch mehr ihre Vitamin-B-Fühler ausgestreckt und irgendjemanden, der auf einer Visum-Quelle sitzt, mit Geld bestochen, oder es ist wahr, was sich herumgesprochen hat, dass die Büroangestellten seit der Besetzung sehr viel großzügiger mit der Visa-Vergabe umgehen und jeder, der eins haben will, es auch ohne Schwierigkeiten bekommt. Geh nur, ist die Devise. Es ist der 4. September 1968, Pavel, das Glückskind, hat also endlich die Erlaubnis zum Verreisen, ich werde nicht gefragt, die Flucht ist eine beschlossene Sache. Die Schwiegermutter übernimmt sofort die Logistik und befragt mich: «Hast du schon Wehen? Nein? Das ist gut, das ist sehr gut, pack deinen Koffer, in vier Stunden habt ihr einen Zug und in sieben Stunden seid ihr in Wien. Die erste Geburt dauert sowieso siebzehn Stunden und bis dahin bist du dort und es wird dir sicher geholfen. Bis jetzt hast du Gottseidank keine Komplikationen, das ist gut und das wird auch so bleiben. Glaube mir. Und falls das Kind im Zug zu Welt kommen sollte, das ist auch gut, dann kann es sein Leben lang gratis Zug fahren. Ich bestelle das Taxi, welches euch zum Bahnhof fährt, wir werden uns nicht groß verabschieden, ich will nicht, dass die Gäste Verdacht schöpfen, ihr geht wie immer bei der Küche vorbei und tschüss ...»

Ich widerspreche nicht, ich befolge blind alles, was sie sagt, ich glaube ihr. Sie drückt mir 400 Schilling in die Hand, mehr konnte sie auf die Schnelle nicht auftreiben. Sie muss keine Angst um ihren Sohn haben, sie weiß, bei mir wird er nicht verloren gehen, ich bin das Arbeiterkind, die Fleißige und praktisch Denkende, die Bodenständige und die Verlässliche. Ich muss nicht viel packen, denn meinen Koffer für die Klinik habe ich

schon seit einer Woche bereit, ich renne noch schnell in die russische Buchhandlung um die Ecke, kaufe das Buch *Wie bringe ich selbständig mein Kind auf die Welt* und von Dostojewski *Die Brüder Karamasow* in drei Teilen. Selbstverständlich russisch. Sie stehen bis heute in meiner Bibliothek. Den Koffer zu ergänzen, geht schnell, ein Kleid, drei Unterhosen, zwei Paar Socken, ein paar Schuhe, Pullover und Jeans, Kulturbeutel plus zwei Handtücher, zum Essen acht von Schwiegervater speziell geräucherte Würste, vier Thunfischkonserven, eine Flasche Mineral und sonst nur Babysachen, inklusiv vier Packungen Stoffwindeln, der Koffer muss klein, aber genug groß für das Notwendigste sein. Wir gehen schließlich offiziell nur für drei Tage nach Wien.

Ich telefoniere vorher noch nach Hause, will mich von den Eltern verabschieden, egal ob es sie interessiert oder nicht, erfahre aber, dass sie in Jugoslawien, irgendwo am Meer, ihre überhaupt ersten Ferien verbringen, verabschiede mich vom jüngeren Bruder Dusan, ohne zu sagen warum, bringe noch unser Zimmer in Ordnung, begieße die einzige Pflanze, ein Farn auf dem Fenstersims, winke meiner Stalkerin im Fenster gegenüber zu und dann ist das Taxi da. Die Schwiegermutter macht uns unauffällig aus der Küche ein Abschiedshandzeichen und erst als ich im Zug sitze und der langsam in Fahrt kommt, wird mir bewusst: ich, Blazenka, 19 Jahre alt, mit frischerworbenem Maturazeugnis in der Tasche, aber nur mit einer Fremdsprache (Russisch) auf der Zunge, hochschwanger und jeden Moment gebärfähig, mit einem Koffer voll Windeln und einem Ehemann, ohne Geld und ohne Reiseziel, weiß nicht wohin, aber eines weiß ich, nicht die Russen, ich bin die, die verrückt geworden ist und die Ungewissheit als die Zukunft gewählt hat, ich lasse mich fallen in das was ist, in der Hoffnung, als Nichtschwimmerin im Fluß dieser Welt mitgetragen zu werden, aus dem Unglück in das Glück, oder umgekehrt. Alles wird gut. Ich sehe, wie die Stadt sich von mir entfernt und bei jeder Bahnschwelle, über die die Räder des Zuges hüpfen, galoppiert mein Herz, immer schneller und schneller und obwohl ich es nicht kann, fange ich an zu beten ...